

# Vergessene Briefe

Autor(en): **Hochheimer, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **58 (1954-1955)**

Heft 5

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666331>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



So fahren sie vorläufig noch aus dem Posthof in die Strassen der inneren Stadt, die Postillone mit ihren alten Freibergern.

alle sechs, in St. Gallen fünf von den neun und in Basel auf den 1. März 1955 alle zehn Pferdepostwagen durch Motorfahrzeuge ersetzt. Die verbleibenden sechs Wagen in Luzern und St. Gallen werden später ebenfalls motorisiert werden, so dass der Postpferdewagen in absehbarer Zeit ganz aus dem Strassenverkehr unserer Städte verschwinden wird.

Die Zeit drängt vorwärts; niemand vermag das Rad zurückzudrehen, doch viele werden die vertrauten Rösslein in unsern Strassen und auf Plätzen vermissen. Sie waren halt doch etwas anderes als ein Auto. Und wer sie noch sehen will und ihnen noch über den Hals streicheln oder etwas wirklich Leckeres hinhalten, der möge sich beeilen.

## Vergessene Briefe

Albert Hochheimer

An einem regnerischen, schmutzigen Herbsttag besuchte er mich, mein Freund vom Gymnasium her. Wir hatten einst wie zwei Unzertrennlige gelebt und beim Abschied einander versprochen, die Verbindung aufrechtzuhalten. Doch war es anders gekommen, wie das meist so geht. Man schreibt sich zuerst regelmässig, dann vergisst man es hie und da; schliesslich treten andere Neigungen auf, und nach Ablauf einer gewissen Zeitspanne reisst der Faden gänzlich. Wo kämen wir auch hin, wenn wir solche oberflächlichen Beziehungen pflegen wollten — es bleibt so genug an uns hängen.

Jetzt also sass er vor mir: lässig, langbeinig und von kräftiger Statur, gut gekleidet und mit der rosigen Miene eines Lebemanns.

«Ich komme zu dir», begann er, indem er mich auf eine resolute Art musterte, «weil ich's mir seit langem vorgenommen habe. Wir sind uns ein bisschen fremd geworden ... schade. Aber das Versäumte lässt sich nachholen.»

Er sprach selbstbewusst, mit einem Schuss ins Arrogante, als wäre er mein Vorgesetzter, und während er eine Pause einschaltete, bemerkte ich, dass sich unter seinem forcierten Benehmen Unsicherheit verbarg, und dass seine Blicke den meinen nicht standhielten.

«Ich hoffe», fuhr er fort, «du wirst meine Offenheit nach Gebühr würdigen, denn sie ist in der Tat ein Beweis grossen Vertrauens.» «In der Tat», wiederholte er zur Bekräftigung und begann endlich mit seinem Anliegen herauszurücken.

Um es kurz zu sagen: er brauchte Geld —, für meine Verhältnisse ein kleines Vermögen, und hoffte, dass ich ihm dazu verhelfen könne. «Wie kommt es», unterbrach ich ihn, «dass dich der Mammon mit einemmal so interessiert? Früher hattest Du eine gänzlich andere Einstellung. Ich kann mich an einen Brief erinnern, den du mir kurz nach deiner Hochzeit geschrieben hast.»

Ich holte ein Bündel Briefe herbei und las vor: «Trotz der bedeutenden Mitgift, die meine Frau in die Ehe brachte, bin ich nicht von jenem Gefühl der Beruhigung und des Selbstvertrauens ergriffen, das der Besitz von Geld im allgemeinen mit sich bringt. Vielmehr hat mich eine grenzenlose Verachtung vor dem Besitz überhaupt befallen, vor der Sucht, um jeden Preis reich zu sein, vor Habgier und Geiz. Ich erkenne, wie sich das Wesen der Dinge durch den Besitz von Geld nicht ändert, und wie die Gesetze der Natur die gleichen bleiben ...»

Er sah mich verdutzt an und stotterte verwirrt: «Das soll ich geschrieben haben? ... Erstaunlich.» — «Nun gut», fuhr er fort, nachdem er sich vor seiner Ueberraschung erholt hatte, «nun gut, schliesslich ist diese Brief vor fünfzehn Jahren abgefasst; es steht uns das Recht zu, unsere Auffassung zu ändern.»

«Von diesem Recht hast du bereits ein Jahr später Gebrauch gemacht», erwiderte ich, indem ich nach einem anderen Brief griff und zu lesen begann: «... Und dieser Fiktion wegen bin ich eine Treppe hinaufgestiegen, ohne zu wissen, wohin die Treppe führte ... ins Leere vielleicht. Wozu sind wir schliesslich auf der Erde? Doch um zu leben, um zu geniessen und nicht, um unsere Tage in Abgeschiedenheit und Trauer zu verbringen.»

«Da hast du's», rief er lebhaft. «Damals begründete und festigte sich die Weltanschauung, der ich noch heute anhänge.»

«Nicht ohne vorher einige weitere Wandlungen durchzumachen», warf ich ein. «Denn zuvor liestest du dich noch folgendermassen vernehmen: ... Der erstarrten Philosophie des Epikur, die das letzte Ziel in der Lust erblickt, bin ich nun endgültig überdrüssig. Ich schritt unter ihrem Einfluss mit allzu fest geschlossenen Augen durchs Leben. Das Weltall wurde grau und kalt, und ich stand hilflos und ohne Zugehörigkeit, und so bin ich, durch Bequemlichkeit und lässigen Wandel, ein überflüssiger, verknöchertes Mensch geworden.»

«Mag sein», versetzte er, «dass mir in einer Katerstimmung solche Gedanken gekommen sind. Aendert sich nicht alles in stetem Wechsel, und erkennen wir nicht erst sehr spät, was uns wirklich von Nutzen ist? Wir sitzen gleichsam in einem Riesenrad und blicken auf unser Leben, das ringsum schillernd an uns vorüberzieht. Nichts ist von Beständigkeit ...» und mit nachdrücklichem Räuspern: «Inzwischen aber hat sich mein Charakter gehärtet. Vor meinen Augen erhebt sich endlich ein Ziel, dem sich zuzustreben lohnt ... eine Frau, die ich ... nun, die ich unendlich liebe.»

Ich sah überrascht auf. Dann begann er von jenen Schwierigkeiten zu sprechen, die angeblich in seiner Ehe aufgetaucht waren, und die das Zusammenleben unerträglich machten. Und während er die neue Geliebte in schwärmerischen Ausdrücken mit seiner Frau verglich und sich nicht genug tun konnte, den Märtyrer zu spielen, den unverstandenen Ehemann, spürte ich, dass er im Grunde nur so sprach, um sein Gewissen zu entlasten.

«Mein Entschluss steht fest», beendete er den Lobgesang. «Ich werde mich scheiden lassen.» Er stockte und sah mich fragend an. Dann glitt sein Blick besorgt zu den Briefen, als fürchte er, von neuem erpatzt zu werden.

«Nun», erwiderte ich, «zu guter Letzt wirst du dir und deiner wahren Natur treu bleiben.»

«Was heisst das? Wie meinst du das?»

«Indem du erkennst, dass deine jetzige Liebenschaft auch nur eine von jenen Durchgangstationen ist, deren du nun schon so zahlreiche passiert hast.»

«Glaubst du das im Ernst?»

«Ich bin sicher», erklärte ich. — «Vielleicht bist du überhaupt nur zu mir gekommen, um dir von mir diese Bestätigung zu holen.»

«Lass mich darüber nachdenken. Du musst zugeben, dass ich immer ehrlich auf der Suche war.»

«Das sind wir alle.» — Damit reichte ich ihm einen seiner Briefe, den letzten, den er an mich geschrieben hatte, und er las mit halblauter Stimme, als handle es sich um den Brief eines andern:

«... Meine Frau hatte zu Ehren der Wiederkehr des Hochzeitstages ein neues Kleid angelegt und trug lange Handschuhe. Sie sah ganz entzückend und jung aus. Während der Tafel weinte sie zuweilen vor Rührung und Freude, und ihr

Gesichtsausdruck war lieb und mütterlich. Ich glaube beinahe, sie war, wie nie zuvor, trunken vom Glück. Ich sah sie häufig an und begriff sehr wohl, dass es für uns nichts Höheres geben kann, als eben diese Liebe, die nun ganz so geworden ist, wie wir sie heimlich erträumten. — Ich gelobte mir in dieser Stunde, niemals von ihr zu lassen, was auch geschehen möge.»

Er liess den Brief sinken und starrte ins Leere. Ein Schweigen entstand. Endlich sagte er versonnen: «Natürlich, du hast recht ... man muss zuweilen nur zu sich selbst zurückgeführt werden.»

Dann liessen wir das Thema fallen, und beim Abschied versprachen wir einander, die Korrespondenz wieder aufzunehmen. Jenen Brief aber gab er nicht zurück.

## Vom Chlausstrumpf

*Eine Weihnachtslegende*

Vor langer Zeit lebten in einer kleinen Hütte draussen vor der Stadt drei schöne, aber arme Schwestern. Jeden Morgen gingen sie in den Wald, um Beeren, Pilze und Holz zu sammeln. Trotz ihrer Armut hörte man sie jedoch nie klagen, im Gegenteil, sie sangen zu ihrer Arbeit immer fröhliche Lieder.

So ging es jahrelang, bis zu jenem Abend, an dem sich ihre Armut plötzlich zum Guten wenden sollte. Es war vor Weihnachten. Die Töchter rüsteten sich zum Kirchengang. Aus dem kleinen Geldtruckli, das nur noch wenige Batzen enthielt, nahmen sie einen weg, um ihn in den Opferstock zu werfen. Obwohl sie ja sehr arm waren, gaben sie immer gerne von dem wenigen, das sie besaßen. Aber dennoch wurde ihnen nun bange ob dem Schwinden des Geldes.

Als sie von der Kirche zurückkehrten, waren sie alle recht besinnlich. Sie legten sich schnell ins Bett, denn es war kalt in der Hütte. Zuvor aber wuschen sie noch ihre Strümpfe und hängten sie an den Herd, gerade unter das Kamin. Dann schlüpfen sie rasch in ihre Betten, zogen sich die Decken bis über die Nasenspitze und schliefen ein.

In jener Nacht aber wollte es der Zufall, dass Sankt Niklaus von den braven und tapferen Schwestern erfuhr. Sofort beschloss er, diesen Mädchen zu helfen. War es doch seine Pflicht, brave Kinder zu belohnen, böse Kinder zu ermahnen und

den in Not geratenen zu helfen. Spät in der finsternen Nacht — die Mädchen schliefen längst — näherte er sich der kleinen Hütte und warf eine Handvoll Goldstücke durch den Schornstein, die die Schwestern am nächsten Morgen auffinden sollten. Da aber die Strümpfe direkt unter dem Kamin zum Trocknen aufgehängt wurden, fielen alle Goldstücke dort hinein.

Als die drei Mädchen am nächsten Morgen aufwachten und sich ankleiden wollten, fanden sie ihre Strümpfe mit diesen Goldstücken gefüllt. Sie waren überglücklich und rätselten hin und her, wer das getan habe. Sie waren sich aber sofort einig, es konnte nur Sankt Niklaus sein.

Das Wunder der gefüllten Strümpfe sprach sich schnell in der Stadt herum. Als dann im nächsten Jahre wieder Weihnachten herannahte, hängten alle Leute ihre Strümpfe fein gewaschen über den Herd und hofften, dass Sankt Niklaus auch die ihren fülle. Und wirklich: die Guten, Braven und Fleissigen hat er seither nie enttäuscht!

In all den vielen Jahren, die inzwischen seit dem denkwürdigen Abend in der Hütte draussen verflossen sind, hat unser Samichlaus auch die anderen für ihn bereitgehaltenen Sachen gefunden, so den an der Türfalle hängende Chlausensack, der jeweils für die braven Kinder von ihm mit allerlei Leckereien und Früchten gefüllt wird. Tic